

Bern in der Kriegszeit

Autor(en): **Reynoso, Marquis Francisco de**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **3 (1935-1936)**

Heft 10

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759275>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bern in der Kriegszeit

Aus den Erinnerungen eines Diplomaten

von Marquis Francisco de Reynoso

Marquis Francisco de Reynoso stammt aus einer der ältesten kastilischen Adelsfamilien. Seine Vorfahren führten ihre Herkunft direkt auf die Westgoten zurück, die im 5. Jahrhundert in die Pyrenäenhalbinsel eingedrungen waren. Sie haben während Jahrhunderten Spanien als Krieger, Priester und Richter gedient. Der Vater des Marquis de Reynoso war der erste Zivilist der Familie. Dieser selbst trat nach einem glanzvollen juristischen Examen an der alten päpstlichen Universität in Valladolid in den diplomatischen Dienst ein. Mit 19 Jahren wurde er Attaché im auswärtigen Amt in Madrid und stieg dann von dieser untersten Sprosse der Leiter in der diplomatischen Laufbahn empor, bis er 1923 als spanischer Botschafter beim Quirinal die oberste erreicht hatte. Die Zwischenstufen waren: Rom, Tokio, St. Petersburg, London, Berlin, Konstantinopel, Athen, Paris und Bern. Marquis de Reynoso hat sich immer ein ruhiges und einfaches Leben erwünscht; aber das Schicksal hat ihm ein Dasein rastloser Tätigkeit beschert und ihn mitten in den Wirbel einer sich konvulsivisch wandelnden Welt geworfen. Da er nun von seinem Ruhesitz in unserem Lande aus einen Rückblick auf sein Leben wirft, muß er feststellen: «Wie wenig ist von der Welt übriggeblieben, wie ich sie gekannt habe! Allein in Spanien bin ich Zeuge jeder Art von Revolution gewesen, von militärischer, sozialistischer, kommunistischer, anarchistischer karlistischer und republikanischer. So oft war ich deren Zeuge, daß es mir so unmöglich wäre, sie zu zählen, als wenn ich eine Liste der Erdbeben aufstellen wollte, die man in Japan verspürt. Zu meinen Lebzeiten wurde Königin Isabella entthront und mußte nach Frankreich fliehen. Der gute König Amadeo, eigentlich ein Prinz von Savoyen, wurde angeekelt von seinem Kampf gegen engstirnige Politiker, dankte ab und ging nach Portugal. Der Enkel Isabellas, Alfons XIII., ließ Frau und Kinder im königlichen Schlosse zu Madrid zurück und floh bei Nacht und Nebel durch eine Geheimtür, als sich die Stimmung gegen ihn so heftig erhob, daß die Monarchie in Trümmer ging.

Zu meinen Lebzeiten verursachte der deutsch-französische Krieg von 1870 den Sturz des französischen Kaiserreiches. Das türkische Kaiserreich ist zusammengebrochen. Spanien hat den Rest seines weitläufigen Kolonialreiches eingebüßt. Der Weltkrieg kostete den Königen von Griechenland und Montenegro und den mächtigen Kaisern von Österreich-Ungarn, Deutschland und Rußland den Thron. Seine Folgen haben die Fundamente der Welt erschüttert.

Die mittelalterliche Atmosphäre, die mich in meiner Jugend umgab, stand im schärfsten Gegensatz zu dem Glanze der großen Weltstädte, in die mich meine

Laufbahn führte. Ich habe in Palästen gewohnt und in Hütten geschlafen. Ich habe an königlichen Tafeln gespeist und bin tagelang ohne Nahrung gewesen. Den bösen Kreislauf von Frieden und Krieg und ungerechten Friedensschlüssen, die zu neuen Kriegen führen, habe ich beobachtet, und die Bitterkeit und die Schrecken eines neuen Krieges, der mit einem Frieden ohne Wohlwollen endet, mit dem der nichtswürdige, grausame Kreislauf abermals beginnt.

Dicht beinander habe ich die ihre selbstsüchtigen Pläne verfolgende Dummheit berufsmäßiger Politiker und die erhabene, selbstlose Vaterlandsliebe wahrer Führer gesehen. Ich habe gelitten unter der Undankbarkeit und den Intrigen von Menschen, die unwürdig, aber in Sicherheit, in hohen Stellungen saßen, und habe den Segen wahrer Freundschaft kennengelernt. Bunt wie die Welt, so war mein Leben und «so voll der verschiedensten Dinge!»

Im Frühling 1914 wurde Marquis de Reynoso zum spanischen Gesandten in Bern ernannt. Er hoffte dort endlich jene Einfachheit und jene geruhsame Tätigkeit zu finden, die seiner zur Beschaulichkeit neigenden Natur entsprach. Kaum aber hatte er sein hohes Amt angetreten, da brach der Krieg aus. Er bürdete dem spanischen Gesandten, der schließlich mit der Wahrung der Interessen von 21 Staaten betraut war, eine Riesenlast verantwortungsvollster Aufgaben auf. Er hat sich durch deren getreue und opfervolle Bewältigung den Dank und die Verehrung ungezählter Hilfe- und Ratsuchender aus aller Herren Länder verdient. Seine Wirksamkeit in Bern hat ein warmes und lebendiges Andenken in unserem Lande hinterlassen, für das er so viel freundschaftliche Gesinnung hegt.

Die Jahrzehnte, die Marquis de Reynoso im aktiven Dienste für sein Vaterland zubrachte, hat er höchst anziehend geschildert in seinem Erinnerungsbuche: «Fünfzig Jahre Diplomat in der großen Welt». Diese fesselnden Memoiren wollen nicht in erster Linie dazu beitragen, die diplomatische und politische Geschichte von den achtziger Jahren bis in die Nachkriegszeit hinein aufzuhellen. Dem Verfasser ist es mehr daran gelegen, das gesellschaftliche Leben in der großen Welt zu schildern, über seine Beobachtungen und Erfahrungen zu plaudern und die Persönlichkeiten zu charakterisieren, denen er begegnet ist. Durch ein freundliches Entgegenkommen des Verlages Carl Reißner in Dresden sind wir in der Lage, das Kapitel: Bern in etwas gekürzter Form aus der deutschen Ausgabe der Memoiren unseren Lesern darzubieten.

(Die Schriftleitung.)

An einem der letzten Juliabende des Jahres 1914 war ich zum Essen beim österreichischen Gesandten Baron von Gagern eingeladen. Außer mir war der einzige Gast der deutsche Gesandte Freiherr von Romberg. Während des Essens wurden beide Gesandten mindestens sechs- oder siebenmal ans Telephon gerufen. Jedesmal kehrten sie tief in Gedanken versunken zurück, bis die Gesellschaft schließlich völlig schweigend dasaß. Ich ahnte, daß ihre Befangenheit mit wichtigen Dingen zusammenhing, die wahrscheinlich auf den Fürstenmord von Serajewo Bezug hatten, und wartete nur bis der Kaffee

serviert war, um mich dann sogleich zu verabschieden. Freiherr von Romberg ging mit mir. Da es ein schöner Sommerabend war, gingen wir zu Fuß zur deutschen Gesandtschaft, die am andern Ende von Bern lag.

Nachdem wir einen Teil der Stadt schweigend passiert hatten, sagte Freiherr von Romberg zu mir: «Sie werden es zweifelsohne merkwürdig gefunden haben, daß wir heute abend so oft vom Essen fortgerufen worden sind. Aber es handelte sich um Nachrichten von größter Bedeutung. Ich will Ihnen im Vertrauen sagen, Deutschland hat sein Wort gegeben, Österreich beizustehen, und das bedeutet Krieg!»

«Krieg!» Ich erinnerte mich sofort an die Berge von Verträgen, die die Diplomaten der europäischen Staaten in den letzten zwanzig Jahren errichtet hatten, und sagte auffahrend: «Ein Krieg ist undenkbar!»

«Nein, der Krieg ist unvermeidlich», antwortete von Romberg ruhig und ernst.

«Aber ein Krieg zwischen den führenden Mächten ist unmöglich», argumentierte ich an jenem Juliabend des Jahres 1914. «Bestimmt wünscht ihn in Wirklichkeit niemand! Die Folgen müßten zu schrecklich sein! Mehr als das, die sozialistische Partei wird ihre Zustimmung verweigern. Ihr Vaterland wird im Innern gespalten sein, bevor es einen Soldaten auf das Schlachtfeld bringen kann.»

«Sie werden sehen», sagte Freiherr von Romberg. «Der Kaiser hat sein Wort gegeben, Österreich zu helfen. Das bedeutet unvermeidlich den Krieg» — und damit gingen wir auseinander.

Wenn ich zugebe, blind gegen die aufsteigenden Sturmzeichen gewesen zu sein, habe ich mich mit meinem Irrtum in berühmter Gesellschaft befunden.

Zwei Tage später sah ich, wie sich eine Menschenmenge um ein an der Mauer der Zeitglocke, des altberühmten Berner Glockenturmes, angeschlagenes Extrablatt drängte. In dieser ordentlichsten aller Städte ist ein Menschauflauf ein ungewöhnlicher Anblick. Ich ging näher heran, um zu sehen, was los war. Da las ich die Bekanntmachung, daß zum Schutze der Grenzen sofort die gesamte schweizerische Armee mobil gemacht werde, da Deutschland an Rußland und Frankreich den Krieg erklärt habe.

Als ich diese inhaltsschweren Worte las und mein Gemüt vom Schrecken über ihre Bedeutung erfüllt war, fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter. Ich wandte mich um und erblickte den Freiherrn von Romberg.

«Sie sehen, lieber Freund, was ich Ihnen gesagt habe, ist wahr geworden. Der Krieg ist unvermeidlich!»

Von diesem Augenblick an hörte das normale Leben in der Stadt auf. Innerhalb vierundzwanzig Stunden gab es in Bern keine Automobile, keine Wagen, keine Pferde mehr und nur noch sehr wenige Männer. Alles, alles war mobil gemacht und versammelte sich auf großen, offenen Feldern außerhalb des Stadtgebietes. Die Mobilisierung des ganzen Kantons Bern, die sich in jedem andern der zweiundzwanzig Kantone der schweizerischen Eidgenossenschaft wiederholte, ging mit einem Minimum von Durcheinander und einem Maximum von Schnelligkeit vor sich. 400 000 Soldaten eilten zu den Waffen. Die Angestellten verließen ihre Läden, die Bauern ihre in der heißen Sommersonne reifenden Getreidefelder und kamen mit ihren Ackerhäulen, um sich mit ihnen zum Heeresdienst zur Verfügung zu stellen.

Ein ununterbrochener Strom der flüchtenden Reisenden passierte alle Berner Gesandtschaften. Zufällig hatte ich einen kleinen Goldvorrat zur Hand und konnte manchem auf seiner Flucht behilflich sein, die häufig in Viehwagen vor sich ging, die vier oder fünf Tage brauchten, bis sie Marseille erreichten. Aber die starke Inanspruchnahme erschöpfte bald meine geringen Hilfsmittel.

Am ersten Tage nach der Kriegserklärung wurde ich telephonisch von Herrn Beau, dem französischen Botschafter, angerufen, einem liebenswürdigen, stattlichen Mann, der seinen Namen mit Recht trug. Er erstickte in Arbeit und fragte mich, ob ich ihn wohl einmal besuchen könne. Als ich auf der französischen Botschaft eintraf, gab er mir eine Depesche mit der Nachricht, Spanien habe sich einverstanden erklärt, für die Dauer des Krieges die Vertretung der französischen Interessen in Deutschland zu übernehmen. Ich stellte mir vor, wie die Schweiz wie ein Keil zwischen der französischen und der deutschen Grenze eingeklemmt liege und erkannte die Schwierigkeit der Aufgabe, sagte aber zu, mein Bestes versuchen zu wollen. Kaum war ich auf meine Gesandtschaft zurückgekehrt, als mich der russische Gesandte aufsuchte und mir mitteilte, Spanien habe ebenfalls die Vertretung der russischen Interessen übernommen. Kurz darauf machte mir der belgische Gesandte dieselbe Mitteilung. Abermals beugte ich mich unter die unvermeidliche Pflicht, die vor mir lag. Da ich aber überlegte, daß ich nur einen Sekretär hatte und mir für diese gigantische Aufgabe kein anderes Personal zur Verfügung stand, sah ich

mich nach Hilfe um. Der französische Botschafter unterstützte mich sofort und schickte mir einen talentierten, reizenden Herrn alter Schule zu, Schriftsteller, geschickter Fechter und äußerst kluger Mensch, verabschiedeter Soldat, der jetzt in der Schweiz lebte. Herr de Chauvigny arbeitete fünf Jahre lang unter mir. Er war meine beste Hilfskraft in jener schwierigen Zeit. Er war ein Meister in der Abfassung amtlicher Schreiben. Ich stellte ihm eine der besten schweizerischen Stenographinnen und Maschinenschreiberinnen zur Verfügung. Wie flott er auch diktierte, Fräulein Heller nahm das Diktat direkt in ihre Maschine und hielt stets mit ihm Schritt, bevor er einen Satz beendet hatte. Gemeinsam erledigten sie häufig an die hundert Briefe am Tage, die sich abends auf meinem Schreibtisch zur Unterschrift anhäuften.

In alten Tagen — obgleich erst wenige Wochen vergangen waren, lag diese friedliche Zeit schon fast Äonen hinter mir —, in alten Tagen hatte ich ein Zimmer in meinem Hause als Kanzlei eingerichtet, einen Raum, der zur Erledigung aller normalen Geschäfte der Gesandtschaft genügt hatte. Jetzt waren dort Herr de Chauvigny und seine Sekretärin untergebracht, und ich mußte das Auswärtige Amt drahtlich um weitere Schreibhilfen bitten. Als sie genehmigt waren, engagierte ich einen Stab von schweizerischen Büroangestellten; es gibt keine besseren und zuverlässigeren. Ich gab meinen Salon für sie her, später mein Speisezimmer. In der Diele stellte ich Tische für Maschinenschreiberinnen auf. Schließlich blieb für mich kein Eckchen des Hauses übrig außer meinem Schlafzimmer, und davon konnte ich nur sehr wenig Gebrauch machen. Zur Erledigung der laufenden Geschäfte ging unsere Arbeitszeit von morgens acht Uhr bis um Mitternacht, aber oft wurde ich von dringenden Angelegenheiten, von einem verzweifelten Hilfeschrei, eine auf Tagesanbruch festgesetzte Hinrichtung in letzter Minute noch zu verhindern, die ganze Nacht hindurch auf den Beinen gehalten. «Was ist denn hier los?» rief der junge Sekretär aus, der in Paris unter mir gearbeitet hatte und von St. Petersburg zu unserer Unterstützung nach Bern geschickt worden war, als ich ihn an der Tür der strahlend erleuchteten Gesandtschaft in Empfang nahm. Obwohl es schon nach zehn Uhr abends war, befand sich mein Stab noch in fieberhafter Tätigkeit, und das Haus hallte wider vom Geräusch zahlreicher Schreibmaschinen. Ich sagte ihm, das gehe jeden Tag so. «Aber nicht mit mir», sagte er und reiste am nächsten Morgen mit dem ersten Zuge wieder ab.

Nach dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg kam ihr ganzer Arbeitsanteil in meine Hände. Ein Doppelleben! Gleichzeitig war ich Gesandter von einundzwanzig verschiedenen Staaten, von Belgien, Bulgarien, Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Griechenland, Italien, Japan, Österreich-Ungarn, Rumänien, Serbien, der Türkei, den Vereinigten Staaten und den südamerikanischen Republiken so gut wie von Spanien. Und das war die Berufung auf einen so angenehmen, friedlichen Posten! Die Archive der spanischen Gesandtschaft weisen aus, daß von August 1914 bis Dezember 1918 annähernd vierhunderttausend amtliche Schriftstücke durch meine Hände gegangen sind.

Mein Haus konnte die wachsende Zahl von Mitarbeitern nicht länger aufnehmen, die nie ganz imstande waren, mit der übermäßig anwachsenden Arbeit fertig zu werden. Ich erbat und erhielt die Erlaubnis, ein weiteres Haus hinzuzunehmen. Schließlich waren drei große Gebäude als Kanzleien hergerichtet: eins für die spanischen Geschäfte, eins für die Ententemächte und eins für die Zentralmächte. Frankreich überließ uns manche Hilfskraft von seinen in der Schweiz internierten Kriegsgefangenen. So wurden Ingenieure, Juristen und Angehörige aller Berufe als Kanzleischreiber eingestellt, die hart und tüchtig arbeiteten.

Das war aber noch nichts im Vergleich zu der kleinen Armee von Angestellten, meist Offizieren, die als vergrößerter Stab der deutschen Gesandtschaft in Bern tätig waren, in den verschiedenen, neuerdings eingerichteten Kommissionen zur Förderung der deutschen Kriegsangelegenheiten in Handel, Spionage, Zeitungsdienst, Propaganda und so weiter. In mehreren riesigen Gebäuden waren sie untergebracht und umfaßten zeitweise über tausend Köpfe. Es gab in Bern Leute, die befürchteten, eines Tages möchte diese Armee im kleinen in der Kenntnis davon, daß alle schweizerischen Soldaten als Grenzwachen gebraucht wurden, versuchen, im Bundespalast die Regierung zu überwältigen, sich der Gewalt zu bemächtigen, die Schweizer Grenzen den deutschen Soldaten zu öffnen und sich so einen Weg für den leichten Durchmarsch zu bahnen, wie es in Belgien geschehen war.

Ich mußte eine Dienststelle einrichten, die in Wirklichkeit die Funktionen einer Bank hatte und die Aufgabe erledigen mußte, Gefangene und flüchtige Familien in allen kriegführenden Ländern mit Geld zu versehen. Die jüdischen Vereine in England und Amerika schickten große Geldsummen, die unsere Gesandtschaft an notleidende

Juden im Kriegsgebiet und in den russischen Ländern weiterleiten mußte. Die spanische Gesandtschaft war damals ein Clearinghaus für Geschäfte aus aller Welt, eine kleine Welt für sich. Ständig mußten wir Gelder in den verschiedensten Währungen umtauschen, häufig waren die Empfänger des uns anvertrauten Geldes schwer aufzufinden; hatte man sie aber gefunden, so entstanden neue Schwierigkeiten wegen der Übersendung des Geldes. Ich bin stolz darauf, daß nicht ein einziger Pfennig von dem durch uns verschickten Gelde verlorengegangen ist oder seinen Bestimmungsort nicht erreicht hat, ein glänzendes Zeugnis für die unermüdliche Arbeitskraft und Ehrlichkeit der in dieser Abteilung tätigen Leute, die alle Schweizer waren, mit Ausnahme von Señor de la Cuadra, dem jetzigen Kanzler der Gesandtschaft, dem mein höchstes Lob für seine während der ganzen Kriegsjahre geleistete treue und fleißige Mitarbeit in der Kanzlei gebührt.

Ein weiterer wichtiger Teil unserer Aufgabe war die Nachforschung nach vermißten Soldaten. Täglich wurden derartige Anfragen an uns gerichtet, häufig in schriftlicher Form, häufiger noch von den Lippen einer geängstigten Mutter, eines Vaters oder einer Braut. Wie wir dem gehäuften Druck dieses großen Leides gegenüberstanden, will ich nicht wissen, aber wir mußten den Liebesdienst übernehmen und taten es, so gut wir konnten. Allzuhäufig waren wir gezwungen, diese Fragen mit der herzerbrechenden Nachricht zu beantworten, daß «vermißt» bedeute, daß der Gesuchte längst die Grenzen eines Landes überschritten hat, von wo es keine Rückkehr mehr gibt!

Eine weitere schwierige Aufgabe war der Austausch von bei den Gefallenen auf den Schlachtfeldern gefundenen Gegenständen. Das Berliner Kriegsministerium schickte uns jeden Tag große Pakete mit Sachen, die den Familien der Gefallenen in Frankreich und Belgien wieder zugestellt werden sollten. Das erste Päckchen, das ich öffnete, gehörte einem Journalisten; zwischen seiner Erkennungsmarke und verschiedenen Papieren lag das blutbesudelte Bild seiner Braut. Zuerst kamen diese Dinge in großen Paketen, deren Inhalt wir sortieren mußten. Jeder Gegenstand mußte einzeln aufgenommen, neu verpackt und weitergeschickt werden. Als aber die Kämpfe immer größeren Umfang annahmen und der Zoll an Menschenleben täglich weiter stieg, war es uns nicht länger möglich, diese Sachen so zu behandeln, denn wir hatten weder Raum noch das für eine derartig riesenhafte Aufgabe erforderliche Personal. Wir baten das französische und das deutsche Kriegsministerium um ihre Mitarbeit. Darauf wurde uns

diese ganze traurige Ernte in versiegelten Kisten zugeschickt, von denen wir im ganzen Tausende erhielten, die wir an das Kriegsministerium in Frankreich weiterschickten, von dem wir die gleiche Menge für Deutschland zurückbekamen.

Während und nach dem Kriege war die Schweiz der Zufluchtsort der vertriebenen Herrscherfamilien aller Länder. Einmal stand folgende Liste hoher Persönlichkeiten gleichzeitig unter meinem Schutz: König Ludwig von Bayern, Königin Olga von Griechenland, Erzherzog Friedrich von Österreich mit Familie, sein Bruder Erzherzog Eugen, Erzherzog Max, der Bruder Kaiser Karls II., alles nahe Verwandte der Königin-Mutter Maria Christine, ferner P. Ledochowsky, Pater-General des Jesuitenordens, der sich im Hause seiner Großmutter in Zizers im Kanton Graubünden aufhielt, in der Nähe des Ortes, an dem der König von Bayern weilte. Der Jesuitengeneral war die einzige von diesen hochstehenden Persönlichkeiten, die ich nicht persönlich kennengelernt habe. Immer nämlich, wenn ich für ihn oder mit ihm etwas zu tun hatte, geschah das durch Vermittlung seines klugen und tüchtigen «Adjutanten» P. Barrachina, eines spanischen Jesuiten aus den baskischen Provinzen. Die hervorragendste Persönlichkeit von allen war aber Kaiser Karl II. von Österreich-Ungarn mit der Kaiserin Zita, ihren Kindern und einem Gefolge von 72 Köpfen, die zuerst das Schloß Prangins bei Genf bewohnten. «Der Kaiser» fand das zu kostspielig, nahm im Hotel Hertenstein bei Luzern am Vierwaldstättersee Wohnung und ließ sein großes Gefolge ebenfalls dorthin kommen.

Alle diese königlichen Flüchtlinge waren unter der Bedingung in der Schweiz, daß sie keinerlei Unruhen anstifteten und das ihnen Schutz bietende Land nicht als Basis zur Vorbereitung ihrer Rückkehr in ihre eigenen Reiche benutzten. Nur Kaiser Karl verursachte einige Unruhe. Er war ein lebenswürdiger, aber sehr weicher junger Mann, stand stark unter dem Einfluß einer ehrgeizigen Tante und einer noch ehrgeizigeren Umgebung. Er versuchte zu fliehen, wurde nach dem Überschreiten der Grenze entdeckt und kehrte nach Hertenstein zurück, nachdem er den schweizerischen Behörden sein Wort gegeben hatte, keinen zweiten Versuch zu machen, das Land zu verlassen und wieder auf den Thron zu gelangen.

Nach seiner Rückkehr von diesem ersten unglücklichen Unternehmen fuhr ich am 27. September 1921 nach Escholzmatt, einem kleinen Ort bei Luzern, wo ein Zusammentreffen mit dem Kaiser verab-

redet war. Um Aufsehen zu vermeiden, war er in Begleitung von Baron Hye, dem früheren Sekretär bei der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft in Bern, im Auto gekommen. Niemand hätte vermutet, daß sich unter diesem schweren Reiseüberrock und hinter dem tief in die Augen gezogenen Hut ein Kaiser verborgen hielt. Unsere Besprechung fand in dem einfachen Eßzimmer einer Dorfwirtschaft statt. Man munkelte, er sei dabei, einen neuen Fluchtversuch zu unternehmen, und ich sprach mit ihm über die Torheit eines solchen Plans. Er wünschte auch mit mir eine Einladung nach Spanien zu besprechen, die er erhalten hatte. Ich erklärte ihm, in einer Monarchie wie Spanien würde er als Kaiser angesehen werden und müsse daher auch entsprechend auftreten, was für ihn finanziell kaum möglich war. Herzlich dankte er mir und bekannte, mit meinen Ausführungen übereinzustimmen. In Parenthese muß ich einfügen, daß es immer sehr angenehm war, mit den Österreichern zu verhandeln. Die Angehörigen des österreichischen Kaiserhauses und des österreichischen Adels hatten eine besonders gewinnende Art und behandelten einen Gesandten wie einen geachteten Freund und Ratgeber, nicht wie einen Diener, die nicht beneidenswerte Art, wie Diplomaten allzuhäufig von Fürstlichkeiten und Adligen anderer Länder behandelt werden. Aber nochmals: Krieg ist Krieg, und das kostbarste Ehrenwort eines Edelmanns muß nach den Erfordernissen der Stunde beurteilt werden, was wir erfuhren, als wir hörten, Karl II. sei in Begleitung der Kaiserin Zita und seines Flügeladjutanten Grafen Ledokowsky nach einem Flugplatz bei Zürich gefahren und im Flugzeug nach Ungarn entkommen, um einen neuen erfolglosen Versuch zur Zurückgewinnung seines Thrones zu unternehmen.

Diesmal war es für den Bundesrat unmöglich, die weitere Verantwortung für seine Anwesenheit in der Schweiz zu übernehmen. So wurde angeordnet, seine Familie und sein Gefolge hätten innerhalb 48 Stunden das Land zu verlassen. Zwei Tage später kam sein Flügeladjutant Graf Ledokowsky zu mir, Tränen in den Augen, und sagte mir, obwohl er den Kaiser und die Kaiserin begleitet habe, wäre er über den Zweck ihrer Reise völlig im Unklaren gewesen. Als der Kaiser ihn verlassen hätte, habe er nicht gewußt, daß das Kaiserpaar plane, nach Ungarn zu fliegen. Er flehte mich an, ihm zu helfen; es sei doch völlig unmöglich, 72 Menschen und ihr Hab und Gut in so kurzer Zeit fortzuschaffen. Eine kaiserliche Familie, vier Erzherzoginnen und ein Bischof können nicht so einfach umziehen. Das einzige, was

ich beantragen konnte und erst nach schwerer Mühe erreichte, war eine kurze Fristverlängerung, die dank der Güte von Herrn Bundesrat Motta, des Chefs der schweizerischen Regierung, gewährt wurde. Schließlich wurde der Kaiser auf die Insel Madeira gebracht, wo er kurz darauf gestorben ist, ein enttäuschter, erledigter Mann, den ein unfreundliches Schicksal zwang, eine Rolle zu spielen, für die er gänzlich ungeeignet war.

Die Schweiz bildete den einzigen offenen Durchgang zwischen den kämpfenden Nationen, und daher kam von den Alliierten wie von den Zentralmächten jeder nach Bern, der irgendwelche geschäftlichen Dinge zu erledigen hatte, betrafen sie nun Politik, Diplomatie, Kriegsgefangene, Vermißte oder Gefallene, Spionage oder Gegenspionage. Jeden Tag hatte ich Unterredungen mit Bankiers der verschiedenen Nationen, die sich auf meine Neutralität verließen, meiner Diskretion vertrauten und mir die Wahrheit über die Lage in den einzelnen Staaten berichteten. Schon in den ersten Kriegstagen vertrauten mir nach der Marneschlacht viele Deutsche an, sie betrachteten den Krieg als für sie verloren. Nachdem die Vereinigten Staaten die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abgebrochen hatten, kam Herr Gerard im Februar 1917 auf der Rückreise von Berlin durch Bern, wo er und seine entzückende Gattin sich durch ihre reizende, liebenswürdige Art aller Freundschaft erwarben. Herr Gerard erzählte mir viel Interessantes über die falsche psychologische Einstellung der Deutschen und ihre Blindheit in bezug auf den Krieg; wie wütend sie seien, das hinderliche Bündnis mit Österreich-Ungarn nicht aufzugeben zu haben; wie wenig der Kaiser und noch weniger der Reichskanzler im deutschen Kriegsgebiet zu sagen hätten, wo Admiral Tirpitz, General Ludendorff und die Armeeführer damals allmächtig waren. Sie waren es, die auf der Durchführung des U-Boot-Krieges bestanden in der Meinung, er würde das Ende des Krieges, das die Bevölkerung dringend wünschte, herbeiführen. Frau Gerard erzählte mir, wie schwer das deutsche Volk gelitten habe und berichtete von den vielen Entbehrungen, die es hatte durchmachen müssen.

Auch in Bern gab es Beispiele für die fehlerhafte deutsche psychologische Einstellung. Unmittelbar nach der Kriegserklärung rief Major von Bismarck, ein Neffe des großen Kanzlers und Militärattaché bei der deutschen Gesandtschaft in Bern, telephonisch den Bersaglieri-Oberst Bucalo an, dessen Frau eine Deutsche war, und sagte: «Ich hoffe, Sie werden sich jetzt mit uns verbünden!» Oberst Bucalo, Mili-

tärattaché bei der italienischen Gesandtschaft, wußte, daß Italien sich noch nicht entschieden hatte, zu wem es halten wolle, da ihm ein Loch in seinem Vertrag mit Deutschland völlige Handlungsfreiheit gab, und antwortete ausweichend, worauf ihn Herr von Bismarck mit Schimpfworten überhäufte, nicht eben die rechte Art und Weise, um einen Verbündeten zu werben.

Einige Angehörige meines Stabes waren so völlig deutschfreundlich eingestellt, daß sie versuchten, meine Berichte nach Madrid über meine Unterredungen mit dem schweizerischen Außenminister zu unterschlagen, wenn diese für die Deutschen Ungünstiges enthielten, wie es in der Angelegenheit der «San Fulgencio» der Fall war. 36 spanische Schiffe waren schon torpediert worden; das spanische Volk war empört, die Regierung blieb aber untätig. Der Fall der «San Fulgencio» war ein besonders offensichtlicher Bruch nicht nur internationaler Gesetze, sondern auch der Gesetze der Menschlichkeit, denn das Schiff war ohne Warnung torpediert worden. Darauf war die spanische Regierung gezwungen, in Berlin Protest einzulegen. Ein spanischer Staboffizier aber, Oberst Z., der eben aus Deutschland kam, billigte die Tat und sagte mir, der Kapitän sei am Verluste des Schiffes selbst schuld; er hätte nicht in See gehen sollen! Ein derartiger Mangel an Vaterlandsliebe und Menschlichkeit machte mich ungehalten und beschämte mich. Im Januar 1918 wurde abermals ein spanisches Handelsschiff, die «Giralda», von einem deutschen Unterseeboot angehalten. Das Schiff wurde aller Dinge beraubt, sogar Geld und Kleidung der Besatzung wurden mitgenommen. Der Kapitän des Unterseebootes nahm dem Kapitän des spanischen Schiffes einen wertvollen Ring ab. Er gab ihm einen deutschen Kupferpfennig dafür. Das Schiff wurde dann versenkt.

Besonders mißlich war stets die Frage des Diplomatengepäckes, das nach internationalem Höflichkeitsbrauch das Vorrecht hat, ungeöffnet alle Grenzen zu passieren, in der Voraussetzung, daß es nichts gegen die Bestimmungen des Landes enthält, das es passiert. Eines Tages kam Herr von B., der Gesandte einer der Zentralmächte und mein guter Freund, zu mir und erzählte mir die Geschichte, viele Besitzer von spanischen Wertpapieren in Deutschland könnten die ihnen zustehenden Zinsen nicht bekommen, lediglich weil sie die Kupons nicht nach Spanien schicken könnten. Ob es nicht möglich wäre, sie als Diplomatengepäck zu verschicken, da es keinen anderen Weg zu ihrer Beförderung gäbe. Ich erklärte Herrn von B., mein Gewissen

erlaube mir nicht eine so weitherzige Auslegung meiner Pflichten. Er versuchte, mich durch den Hinweis auf die Tatsache zu überzeugen, der Versand dieser Kupons berühre keineswegs Interessen der Alliierten, erlaube lediglich den deutschen Besitzern derartiger Wertpapiere, zu ihrem notwendig gebrauchten Gelde zu kommen, was doch ihr gutes Recht sei. Für diesen Dienst boten die Wertpapierbesitzer von ihren Kupons einen Prozentsatz an, der ungefähr 200 000 Franken ausgemacht hätte. Er sagte mir, was mir bereits bekannt war, in andern Hauptstädten würde das schon mit Hilfe anderer Gesandtschaften so gehandhabt. Als er es nicht fertigbrachte, meine Stellungnahme zu erschüttern, sagte er schließlich: «Sie sind sehr töricht, aber ich bewundere Ihre Charakterfestigkeit!» Für dieselbe Aufgabe bot mir später ein Zürcher Bankier 400 000 Franken, aber ich blieb meinem Entschluß treu, dem Buchstaben wie dem Geist nach meine Pflichten als neutraler Gesandter zu erfüllen.

In Genf, dem Sitz des Roten Kreuzes, organisierte sein damaliger Präsident, Herr Gustav Ador, ein wundervolles internationales Büro zur Hilfeleistung an den Kriegsoptionen. Er begann damit, ein paar Freunde in seinem eigenen Speisezimmer zu versammeln und hatte schließlich ein ungeheures Büro im Museum Rath, wo Hunderte von Personen, meist Damen aus den besten Kreisen, während der fünf Kriegsjahre arbeiteten. Die Organisation klappte vorzüglich. Jeden Tag hatte sie sich mit Tausenden von Briefen zu befassen, die Gefangene, vermißte Soldaten, Geldsachen, Nahrungsmittel und alle möglichen Einzelheiten des Lebens nicht nur der Kombattanten, sondern auch der Bevölkerung in den besetzten Gebieten und der in der Schweiz Internierten betrafen. Diese Arbeit hatte Ähnlichkeit mit der von der spanischen Gesandtschaft in Bern zu leistenden, und daher standen wir dauernd in Fühlung miteinander.

Die Schweiz spielte im Weltkrieg eine wahrhaft großartige Rolle. Dieses kleine Land hielt nicht nur durch die Mobilisierung seines Heeres, die zwei Milliarden Franken kostete, seine politische Integrität aufrecht und erzwang dadurch die benachbarten kriegführenden Staaten zur Achtung der schweizerischen Neutralität, sondern es spendete auch äußerst unparteilich und mit freigebigster Großzügigkeit reichlich von seinen Hilfsmitteln.

Es wimmelte in der Schweiz von den seltsamsten Gestalten. In einem kleinen Café in der Amtshausgasse trafen sich Lenin und Graf Tattenbach, der Sekretär der deutschen Gesandtschaft. Dort be-

sprachen sie den Plan für seine Rückkehr und für die Rückkehr der Männer, die mit ihm die «weiße» Regierung stürzen wollten, die nach dem Sturze des Zaren in Rußland unter Kerenski am Ruder war. Deutschland war nur allzu bereit, den Bolschewisten bei ihrer Rückkehr behilflich zu sein, da es glaubte, innere Unruhen in Rußland würden seine Probleme an der Ostfront vereinfachen. Obwohl es Rußland bereitwillig genug der «roten» Drohung aussetzte, gab es sich alle Mühe, seine eigene Bevölkerung vor Ansteckung zu schützen und erzwang eine völlige moralische Absperrung. Lenin und seinen Gefolgsleuten wurde von Deutschland für die Reise von der Schweiz bis an die russische Grenze sicheres Geleit gewährt, aber sie mußten in plombierten Eisenbahnwagen mit herabgelassenen Vorhängen fahren, um so gegen jede Berührung gesichert zu sein.

Als später die bolschewistische Herrschaft in Rußland aufgerichtet war, sandten die Sowjets eine eigene Gesandtschaft nach Bern, an deren Spitze Jean Berzine und Frau Balabanof standen und die aus mehr als zwanzig Personen, zum großen Teil Frauen, bestand. Ein Kredit von mehreren Millionen Franken wurde für sie bei einer Lokalbank aufgenommen, und dann begannen sie sofort mit ihrer Propaganda in der Schweiz und verteilten Flugblätter in den Läden und auf den Straßen. Schließlich wurden sie beschuldigt, einen Plan zur Sprengung des italienischen Kriegsschiffes «Leonardo da Vinci» vorbereitet zu haben und aus der Schweiz manu militari von Soldaten vertrieben, die sie trotz ihrer heftigen Proteste mit aufgepflanztem Bajonett auf mächtige Motorlastwagen luden und mit ihnen unter Höchstgeschwindigkeit davonfuhren, bis sie, ohne anzuhalten, an der deutschen Grenze ankamen.

Während des Krieges wimmelte es in der Schweiz von Spionen. Es war unmöglich, im Vestibül eines Hotels oder auf irgendeinem öffentlichen Platz zu stehen, ohne dass sich nicht ein Mann oder eine Frau näher geschlichen, vorgeneigt oder angestrengt hätte, die Unterhaltung mit anzuhören, in der Hoffnung, ein paar Nachrichtensbrocken aufzuschnappen, die vorteilhaft an die Zentralmächte oder an die Alliierten weitergegeben werden konnten. Obwohl die Spionage auch ihre Heldinnen und Helden hat, zieht sie doch unvermeidlich die berufsmäßigen Vagabunden und Verbrecher aller Länder an. Viele gab es, die ihre Informationen nicht nur einmal, sondern mehrfach verkauften und dabei nur ihren eigenen Vorteil im Auge hatten.

Ich hatte diese Art von Spionen in London kennengelernt, als ich entdeckte, daß der Privatdetektiv der Botschaft, der mit der Überwachung des früheren republikanischen Führers Ruiz Zorilla beauftragt war, von diesem Geld bekam, da er ihm die Geheimnisse aus der Botschaft zur selben Zeit zutrug, wenn er sich über Zorillas Unternehmungen orientierte. Daher war ich äußerst vorsichtig, denn meine erste Pflicht war es, strikte Neutralität zu wahren, ohne die ich nicht fähig gewesen wäre, in diesen schweren Zeiten meinen Dienst zu versehen.

Ein anderer Spionagefall war der der schönen deutschen Señora Gimeno Sanchez, die von ihrem spanischen Gatten geschieden war. Sie bediente sich ihres spanischen Namens als Deckmantel und ging nach Toulon, um dort ihr sträfliches, gefährliches Handwerk zu treiben. Da sie sich verdächtig gemacht hatte, versuchte die französische Polizei, sie mit Hilfe eines ungewöhnlichen Schachzuges zu fangen. Ein hübscher Detektiv wurde mit ihrem Fall beauftragt. Sie blieb für seine Annäherungsversuche nicht unempfänglich, und es entspann sich ein intimes Freundschaftsverhältnis zwischen den beiden. Sie wurde die Geliebte des Detektivs, dem nunmehr ihre ganze Tätigkeit bekannt wurde. Sie beschloß dann, nach Spanien zu gehen. Zusammen mit ihrem Liebhaber kam sie in Port Bou, der Grenzstadt, an. Dort änderte der Detektiv seine Rolle, packte sie an der Kehle und sagte: «Sie sind als Spionin entlarvt. Ich bin französischer Polizeibeamter!» Sie wurde nach Marseille gebracht, vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode durch Erschießen verurteilt. Ihr Rechtsanwalt, Herrn Antonin Joannon, einer der besten Anwälte Marseilles, tat aus Gutmütigkeit für sie, was in seinen Kräften stand, um ihr das Leben zu retten, und behauptete, die Beweise für ihre Unschuld seien im Hause ihrer Mutter hinter der Tapete versteckt. Seine Tochter war die Gattin des Grafen von Chateauf, eines der Sekretäre bei der französischen Botschaft in Bern. Ich war mit ihr und ihrem Gatten gut befreundet, und sie baten mich, mit der spanischen Botschaft in Berlin abzumachen, einen Beamten in die Stadt zu schicken, in der ihre Mutter wohne. Da eine sorgfältige Durchsuchung die angeblichen Beweisstücke nicht zutage förderte, wurde Frau Sanchez, wie jene andere Spionin und Abenteurerin Mata Hari, erschossen.

Als der Krieg länger dauerte, wurden in der Schweiz die Nahrungsmittel und Waren streng rationiert. Brot, Milch, Reis, Zucker und

Fleisch wurden nur auf Karten abgegeben, ihr Verbrauch nach der Kopffzahl jeder Familie bemessen. Meine Mutter schickte mir alles Notwendige aus Spanien, aber schließlich wurden auch die Kohlen rationiert und es durfte nur elektrisch gekocht werden. Ein scharfes Überwachungssystem wurde eingerichtet.

Der Mann, der während der Kriegsjahre mit der überaus schwierigen Kontrolle der schweizerischen Volkswirtschaft beauftragt war, war Herr Schultheß, wie Herr Motta einer der Schweizer Bundesräte, die ihrem Vaterlande in Treue und Tüchtigkeit viele Jahre lang gedient haben. Da die Schweiz nur ein kleines Land mit beschränkter eigener Erzeugung ist, hängt sie für die Versorgung mit Futtermitteln, Getreide und Rohstoffen aller Art von andern Ländern ab. Da alle Grenzen geschlossen waren, wurden diese Probleme dringend. Sie wurden noch verschärft von der weiteren Komplikation, daß Deutschland Fleisch brauchte und Schweizer Vieh zu sehr hohen Preisen aufkaufen ließ. Die Besitzer waren begierig, zu verkaufen und den Nutzen aus diesen Verkäufen einzuheimen, denn die Schweizer selbst waren nicht in der Lage, so enorme Preise zu zahlen. In dem wegen seiner Kühe berühmten Lande war nicht genug Milch für die Kinder vorhanden! Da zahlreiches Vieh verkauft wurde, gab es im nächsten Frühjahr so wenig Kälber, daß ernstlicher Mangel drohte. Herr Schultheß fiel die schwierige Aufgabe zu, diese Dinge ins richtige Geleise zu bringen. Die Lage erforderte äußerste Entschlossenheit und Klugheit, aber auch in der schwersten Zeit behielt er seine gleichmäßige Ruhe. Herr Schultheß ist Deutschschweizer; aber all seine Entscheidungen trugen den Stempel unbedingter Neutralität. Seine kluge, aus Frankreich stammende Frau war die unermüdliche Mitarbeiterin des Hilfskomitees. Häufig kam sie mit ganzen Bündeln von Papieren zur spanischen Gesandtschaft, um Auskünfte einzuholen. Ihre Tochter Nelly, damals noch ein kleines Mädchen, war meine ganz besondere Freundin. Ich bin häufig in Gedanken versunken und besonders damals war das oft der Fall, als ich mit so zahlreichen Pflichten belastet war. So ging ich manchmal in den Straßen Berns an ihr vorbei, ohne sie zu sehen. Dann versäumte sie nie, hinter mir herzulaufen und mir so lange ihren Gruß zuzurufen, bis ich sie bemerkte.

Nach dem Abschluß eines Übereinkommens zwischen den kriegführenden Mächten, kranke Gefangene, die in den Gefangenenlagern nicht wiederhergestellt werden konnten, in der Schweiz zu inter-

nieren, wurden tausende derartige Kriegsgefangene in schweizerischen Hospitälern untergebracht, die ihre Dienste zur Verfügung gestellt hatten. Englische, französische, belgische und deutsche Kriegsgefangene wurden herzlich willkommen geheißen, gut untergebracht und sorgsam bis zur Gesundung gepflegt. Manche Kantone ließen die verschiedenen Nationalitäten trennen. In Luzern aber, wo sich ein Lazarett für schwere chirurgische Fälle befand, konnte man beobachten, wie gefangene Soldaten der feindlichen Länder zusammenlebten und manchmal gemeinsam an den leichten Aufgaben arbeiten, die ihnen nach ihrer Genesung gestellt wurden.

Die Schweiz ist das gastlichste und toleranteste Land, wenn aber dem Frieden und der Sicherheit Gefahr droht, handelt keine Regierung entschlossener und wirkungsvoller als die der Schweiz. Noch am Ende des Krieges, als die Waffenstillstandsverhandlungen zwischen Marschall Foch und Erzberger schon im Gange waren, versuchte Grimm, ein Schweizer Revolutionär, ein berufsmäßiger Unruhestifter, eine Revolte gegen die ordnungsmäßige Regierung anzuzetteln. Sein Plan bestand darin, den Bundesrat, in dem sich die Regierungsgewalt verkörpert, festzunehmen und darauf in der Schweiz den Sowjetstaat auszurufen. Der Plan wurde jedoch entdeckt, zuverlässige Truppen wurden von Freiburg herangeholt, die in den Straßen von Bern patrouillierten und Anweisung hatten, auf jeden Friedensstörer bei seiner Entdeckung zu schießen. So wurde die Ordnung wiederhergestellt und Bern vor den Schrecken des Bolschewismus bewahrt. Viele Tage lang war die Lage aber ernst und gespannt. Ein Straßenbahnschaffner zeigte mir damals ein schönes Haus und versicherte mir, es würde ihm gehören, sobald der kommunistische Staat ausgerichtet sei. Der Generalstreik wurde ausgerufen. Der Verkehr in der Stadt kam völlig zum Stillstand. Da keine Zeitungen gedruckt wurden, erfuhren wir nichts von dem, was sich in der Welt jenseits unserer Berggrenzen ereignete. Wir konnten nicht einmal erfahren, ob die Waffenstillstandsverhandlungen Fortschritte machten oder die Heere wieder zum Kriegszustand zurückgekehrt seien. In einem solchen Augenblick von der Welt abgeschnitten zu werden, bedeutete eine ausgeklügelte Tortur. Obendrein war die Lage in der Stadt Bern selbst kritisch, da es die Zeit des Höhepunktes der «spanischen Grippe-epidemie» von 1918 war, als Männer und Frauen wie die Fliegen der Seuche zum Opfer fielen. Am meisten hatten die Soldaten aus Freiburg zu leiden, die in den kalten Straßen biwakieren mußten.

Viele Diplomaten waren erkrankt. Ein Spanier starb an der Seuche innerhalb 24 Stunden nach der Ansteckung. In der Stadt waren die Schulen in Krankenhäuser verwandelt; sie waren überfüllt mit Kranken. Tausende lagen krank, hunderte starben.

Frankreich hatte während des Krieges eine besondere Steuer auf Kriegsgewinne eingeführt, nach der die große «Spanisch-Schweizerische Handelsgesellschaft», die Automobile und Motoren für Flugzeuge herstellte, ungefähr 82 Millionen Franken bezahlen sollte. Die Gesellschaft behauptete, als spanisches Unternehmen von der Zahlung dieser Kriegssteuer befreit zu sein gemäß der Bestimmung des spanisch-französischen Vertrages, der während einer der Karlistenkriege um die Mitte des 19. Jahrhunderts im Interesse Frankreichs abgeschlossen war und vorsah, daß Spanier in Frankreich und Franzosen in Spanien von besonderen Kriegssteuern frei sein sollten. Da die beiden Regierungen in der Auslegung des Vertrages nicht einig werden konnten, beschlossen sie, die Angelegenheit einem Schiedsrichter zu unterbreiten. Die französische Regierung schlug Herrn Gustav Ador vor, den Expräsidenten der schweizerischen Eidgenossenschaft und Präsidenten des Roten Kreuzes, was die spanische Regierung annahm. Herr Ador, ein gebürtiger Genfer, überall berühmt wegen seines hervorragenden Wirkens für das Rote Kreuz, wurde in Frankreich sehr bewundert und war als Franzosenfreund bekannt. Die Überraschung war daher groß, als er zugunsten von Spanien entschied und feststellte, Spanien könne, da der Vertrag noch in Kraft war, im Jahre 1918 dieselben Vorteile beanspruchen wie Frankreich während der Karlistenkriege. Viele hatten geglaubt, Herr Ador würde wegen seiner Sympathien für Frankreich seine Entscheidung natürlich zugunsten dieses mächtigen Nachbarlandes treffen. Ich war allerdings nicht überrascht, denn ich kannte den Gerechtigkeitssinn dieses hervorragenden Schiedsrichters so gut, daß ich sicher war, er würde seine Entscheidung nur nach den Verhältnissen im vorliegenden Fall treffen.

Als der Krieg zu Ende war, hatten wir genug zu tun, die böse verwirrten Fäden der Angelegenheiten aller am Kampf beteiligten Länder zu entwirren. Dank der Unerschütterlichkeit der schweizerischen Regierung konnten wir aber in einer Atmosphäre des Rechts und der Sicherheit arbeiten. Es wäre ein Tag der Trauer gewesen, wäre es den Kommunisten gelungen, im schweizerischen Bund die Oberhand zu bekommen. In vielen Ländern bin ich tätig gewesen und bin durch

meine Arbeit unvermeidlich in Berührung mit der Regierung eines jeden Landes gekommen. Nach zehn Jahren aktiven Dienstes in Bern habe ich jedoch die tiefste Bewunderung für die Tüchtigkeit und Redlichkeit der schweizerischen Verwaltung bekommen. Im Gegensatz zu andern Ländern, in denen man oft von einem zum andern geschickt wird und in denen kein Chef eine Auskunft geben kann, bevor er die Anfrage nicht durch die Hände zahlreicher Untergebener hat laufen lassen, ist der Minister oder Vorsteher jedes Bundesdepartementes so gründlich unterrichtet, daß er auf jede Frage sofort und kurzgefaßt eine Antwort erteilen kann. Die Behörden halten sich streng an die Gesetze. Wenn ein Beamter einem sagt, etwas könne geschehen, braucht man keinen weiteren Schein oder keine weitere Bestätigung; fällt aber die Antwort negativ aus, so kann man sicher sein, daß keine Hintertür, keine Bestechung und keine List diesen Entscheid umstoßen kann. Die Bundesräte sind jeden Morgen um acht Uhr an der Arbeit, im Sommer um sieben. Sie sind bis abends um acht Uhr tätig. Da sich keiner von ihnen weniger als dreißig Jahre im Dienst befindet, sind sie mit allem, was vorkommt, völlig vertraut. Ich habe die schweizerischen Behörden stets geradeheraus, aufrichtig, ehrlich und ehrenwert gefunden. Nach näherer Bekanntschaft mit ihnen ist meine Achtung vor ihren Fähigkeiten nur noch gestiegen. Im Ruhestand lebend, habe ich mich jetzt entschlossen, den größten Teil meiner Zeit in der Schweiz zuzubringen, die zwar von der Weltkrise nicht unberührt geblieben ist, trotzdem aber unerschütterlich feststeht wie die gewaltigen Berge ihres Heimatbodens.